

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

Die junge Elsässerin glaubte das zu wissen, als hätte es ihr einer bei allen zwölf Nothelfern zugeschworen.

Bersunken der Traum von Sonne und Glück und Seligkeit — verweht die Hoffnung einer gemeinsamen Zukunft — verklingen das Lied vom Glück...

Als die kleine Marguerite Barrel sich schließlich vom Fenster abwandte und zum Bett zurückkehrte — da streiften ihre Augen im Vorübergehen unwillkürlich den Spiegel der Frisiertoilette. Aus dem geschliffenen oval geschnittenen Glas starrte ihr ein blutleeres erledigtes Gesicht entgegen — ein Gesicht, darin die Augen trüb und glanzlos und überwacht irrlichterten, darin die Lippen schmal und herb sich zusammenpreßten.

Das war sie? War sie es wirklich? — Die allzeit tapfere lustige kleine Marguerite Barrel, die in den Jahren ihrer Pariser Einsamkeit die Not des Alltags lachend getragen, die mit fröhlichem Scherzwort stets sich selbst einen Halt zu geben verstanden hatte?

Sie — und dies müde junge Weib, das ihr da aus dem Spiegel entgegenstarrte... das sollte ein und dieselbe Person sein?

Aber auch dieser Frage nachzugröbeln war sie zu müde.

Sie sank wieder auf das Bett zurück, vergrub den Kopf in den Kissen, schloß die Augen... die bleischwere dumpfe Lethargie legte sich abermals wie ein erstidender Schleier über sie. Und so verrann Stunde um Stunde. Und im Schloß erwachte allgemach Leben. Und die Sonne loderte wie ein glühender Feuerball mit ockergelben Rändern am türkisblauen Horizont, schüttete auch durch die geschlossenen Vorhänge Fluten strömenden Goldes... die kleine Marguerite Barrel sah nichts, hörte nichts, fühlte nichts.

Und dachte mitten in ihrem brütenden Dahindämmern plötzlich:

„Wer sich da nur fortwährend an meiner Tür zu schaffen macht? Ihr sollt mich doch in Frieden lassen! Ich will ja von euch allen nichts mehr — nichts mehr!“

Doch das Klopfen wurde stärker, wiederholte sich dringender, herrischer.

Sodas sie sich schließlich aufrichtete, widerwillig und gequält die Lippen öffnete:

„Entrez!“

Eins der Stubenmädchen trat ein, knickte, legte auf Marguerites Bett ein weißes verschlossenes Kuvert.

„Für Mademoiselle.“

„Von Alphonse ein Abschiedsbrief! Eine letzte überflüssige Rücksichtnahme!“... glitt es ihr durchs Gehirn

Und ob es sie gleich überflüssig dünkte, wiederholte sie doch:

„Für mich? Von wem ist dieser Brief?“

„Ich weiß es nicht, Mademoiselle. Ein Ordonnanz aus dem Kavalleriehaus gab ihn vor ein paar Minuten ab, mit der Weisung, ihn sofort Mademoiselle zu überbringen. Und Antwort würde in einer halben Stunde abgeholt werden.“

Damit glitt das Stubenmädchen aus dem Zimmer, drückte leise die Tür hinter sich ins Schloß.

Marguerite Barrel wollte sie zurückrufen, doch ihr wäre nichts eingefallen, was sie das Mädchen etwa hätte noch fragen können.

Sie streifte das Kuvert mit müden Augen. Sie vermochte sich nicht zu denken, wer aus dem Kavalleriehaus ihr schreiben konnte, was man von ihr wollte. Aber es war ja auch gleichgültig — so grenzenlos gleichgültig.

Es dauerte lange, bis sie sich soweit ermannete, den Umschlag zu öffnen, den Brief zu entfalten.

Er enthielt nachstehende Zeilen:

„Mademoiselle,

in einer Angelegenheit, die Sie und mich in gleicher Weise betrifft und die nicht ohne Wichtigkeit sein dürfte, muß ich noch heute eine Rücksprache mit Ihnen unter vier Augen haben. Zeilen Sie mir bitte Ort und Zeit mit. Ihre Antwort werde ich in einer Stunde holen lassen. Ich bitte um vorläufige Diskretion.

Sehr ergebenst

Dr. Hartmann.“

Marguerite Barrel schüttelte unwillkürlich den Kopf, als sie den Brief wieder in den Umschlag zurückschob. Sie vermochte sich nicht zu denken, was dieser Oberstabsarzt für Interesse an einer Rücksprache mit ihr unter vier Augen haben konnte.

Wohl eine halbe Stunde lag sie noch, dann raffte sie sich gewaltsam auf, kleidete sich an und schrieb die Antwort dahingehend, daß sie um vier Uhr nachmittags auf der großen Allee sein würde, die vom Kavalleriehaus zum Schloß führte.

Möglich, daß der Doktor Hartmann über diesen Rendezvousplatz erstaunt sein mochte. Doch das kümmerte sie nicht.

Sie wünschte keine Heimlichkeiten; mochte jeder Zeuge dieser Unterredung sein — sie hatte kein spähenes argwöhnisches Auge zu schauen.

Die große Uhr auf der Diele des Schlosses schlug dröhnend viermal an, als Marguerite Barrel das Haus verließ, die breite Kiespromenade dem Kavalleriehaus entgegen hinabschritt. Ganz langsam. Ihr fehlte jede Neugier, jede Spannung, was wohl der Zweck dieser Unterredung sein könnte.

Sie hatte noch nicht ein Viertel des Weges zurückgelegt, als der Oberstabsarzt ihr bereits entgegenkam.

Ein leises Lächeln lag auf seinem Gesicht, als er sie begrüßte — ein Lächeln, das nicht durch aufbringliche Vertraulichkeit beleidigte; ein Lächeln vielmehr der Erinnerung an gemeinsam verbrachte Wochen tapferen Zusammenkampfs in einem Krankenzimmer.

Seltfam, wie dies Lächeln die kleine Marguerite Barrel beruhigte, ihr einen Teil des früheren Lebensmüdes zurückgab, ein Teilchen der schweren Last löste, die über ihrem ganzen Denken und Sinnen wucherte.

Wohl eine Minute wanderten sie schweigend nebeneinander, ehe der lange Doktor endlich zu sprechen begann.

„Mademoiselle Barrel — vor allen Dingen seien Sie bedankt, daß Sie meiner Bitte entsprachen. Denn nicht wahr — es ist natürlich ein gräßliches Abenteuer für ein junges Mädchen, sich mit einem unverheirateten Herrn zu treffen?“

Scherzhaft gemeinte Worte, mit denen er wohl den Versuch machen wollte, die trübe Starre ihrer jungen Blicke zu lösen.

Marguerite Barrel jedoch entgegnete ruhig und freundlich:

„Wenn es sich um einen Herrn handelt, dessen Pflicht-treue und Herzengüte solch ein junges Mädchen sich zum Vorbild genommen hat — dann kann dies gräßliche Abenteuer sich sogar zu einer Freude wandeln.“

So ohne jede Koketterie, so ganz schlicht und einfach klangen diese Worte, daß der lange selbgraue Saban die kleine zierliche Marguerite Barrel unwillkürlich verduht von der Seite musterte.

Dann glitt über sein energisches Gesicht ein verklärter Schimmer. Er kimmerte sich den Deutel darum, daß an ihnen Beiden gerade ein Motorfahrer vorbeifnatterte, daß die Allee von Offizieren und Soldaten belebt war. Er griff nach der Hand seiner reizenden Begleiterin und preßte sie heftig.

„Für die Antwort danke ich Ihnen, Mademoiselle. Wenn es Wahrheit ist, was Sie sagten, dann haben Sie mich nur froh damit gemacht und dann stehen Sie mir vielleicht auch nicht ganz so fern, wie ich es fürchtete.“

Sie hob erstaunt die müden Augen.

„Weshalb — fürchteten, Herr Oberstabsarzt?“

„Weil es sich sonst verdammt schlecht vertragen hätte mit dem Thema, das einer Aussprache zwischen uns beiden bedarf.“

Und als sie keine Erwiderung fand, ging er direkt auf sein Ziel os.

„Nämlich, Mademoiselle Marguerite — Seine Excellenz will in einer halben Stunde losreiten und da gehöre ich zu seiner nächsten Begleitung; also viel Zeit bleibt mir nicht. Gestatten Sie mir deshalb, mich kurz zu fassen.“

„Sagen Sie — wer ist dieser Alphonse de Marsillargues?“

Sie war jählings stehen geblieben. Sie starrte ihn an. Sie war wehrlos dagegen, daß ihr ein brennendes Rot ins Gesicht schlug.

„Weshalb fragen Sie mich danach, Herr Oberstabsarzt?“

Da war die Unsicherheit plötzlich auf seiner Seite; bis ihm ein rettender Gedanke einfiel:

„Gestatten Sie, Mademoiselle Marguerite, daß ich mir eine Zigarre anstecke. Tatsächlich? Na also gehorsamsten Dank natürlich... und ja sehen Sie — weshalb ich gerade Sie danach frage! Das ist nun eine ganz knifflige Geschichte und ich seh schon, es bleibt mir nichts weiter, als ehrlich zu beichten. Denn rund herausgesagt: — gestern nachmittag hatte eine gewisse Mademoiselle Barrel eine sehr erregte Auseinandersetzung mit einem Monsieur de Marsillargues bei einer Kasenbank im Park.“

„Woher wissen Sie das?“

Wie heiser ihre Stimme klang! Wie in den sanften Madonnenaugen jählings ein hartes finsternes Leuchten aufwachte!

Das hatte der Oberstabsarzt noch nie an ihr gesehen; und es tung nicht gerade dazu bei, seine Stimmung zu erhöhen und seine Beichte zu erleichtern.

Aber helf er sich — drum rum kam er doch nicht; soviel sah er schon ein.

Da war's das Beste, er erzählte ganz einfach und ehrlich den Zusammenhang und gestand auch, die Auseinandersetzung zwischen Marguerite und dem Pariser fast vom ersten Wort mitangehört zu haben.

Danach war es lange still. Und ohne daß die Beiden es merkten, verloren sie sich in einem der Seitengänge der großen Querallee, gerieten allgemach in die Tiefe des Parks hinein, wo nur noch die große Stille und Vogelgezwitzcher und spielende Sonnenstrahlen um sie waren.

Marguerite Barrel hielt den Kopf tief gesenkt. Ihre Augen suchten den Boden. Und wie als Abschluß einer langen schweren Gedankenkette stützte sie:

„Ja — es gab einmal eine Zeit, wo Herr de Marsillargues mein Verlobter war.“

Die linke Hand des Oberstabsarztes spannte sich um den Säbelforb. Er wußte gar nicht, wie dringlich es klang, als er schnell fragte:

„Und die Zeit dieser Verlobung liegt lange zurück, Mademoiselle?“

„Sie fand gestern ihr Ende, Herr Oberstabsarzt.“

„Donnerwetter!“

Da sah die zierliche kleine Elsaßerin zu ihrem langen Begleiter auf. Ueber den Augen lag ihr ein feuchter Schleier.

„Ja — gestern. Und nun werden Sie verstehen, Herr Oberstabsarzt, wenn ich Ihnen erwidere: — kein Mensch fühlt sich weniger dazu berufen, über Herrn de Marsillargues ein Urteil abzugeben, als gerade ich.“

Er nickte heftig. Er konnte die Augen nicht von ihr loskriegen. Armes kleines Ding — in seinem ehrlichen deutschen Herzen schoß ein Gefühl hoch, das halb Mitleid und halb alles mögliche andere war, über das er sich im Augenblick gar nicht klar wurde.

„Natürlich! Selbstverständlich! Der erste Schmerz und auch schon bischen Verzweiflung über dies in die Brüche gegangene Glück! Versteh ich selbstverständlich, Mademoiselle Marguerite.“

Sie aber bewegte leise verneinend den Kopf.

„Das ist es nicht, Herr Oberstabsarzt. Wenn ich keinen Beruf dazu in mir fühle, über Herrn de Marsillargues zu sprechen — so ist es, weil kein Mensch mir fremder ist, als gerade er.“

Der lange Doktor machte eine so überraschte Bewegung, daß die Säbelscheide ihm klirrend gegen die Sporen schlug. „Mademoiselle Marguerite — daran glauben Sie ja selbst nicht.“

Und sie mit einem Lächeln, das trüb und müde um ihre Lippen irzte:

„Ich glaube nicht nur daran, Herr Oberstabsarzt, sondern ich weiß es. Ich habe mich eine ganze lange Nacht geprüft — ich habe heut früh den Beweis vor mir selbst abgelegt. Ich sah den Herrn de Marsillargues heut vor Tag und Tag in seinem Kraftwagen Schloß St. Chamant verlassen — nicht einen Schlag mehr hat mein Herz getan, als ich ihm nachsah. Es ist alles zu Ende, Herr Oberstabsarzt. Diese Verlobung war wohl auch von Herrn de Marsillargues nicht so ernsthaft gemeint, als ich sie auffaßte.“

Sie sagte das alles still, bescheiden; fast, als bereite ihr jedes Wort ein wenig Mühe, und setzte nach kurzem Schweigen hinzu:

„Aber wenn Sie solchen Wert darauf legen, über Herrn de Marsillargues Informationen zu erhalten — als er heut morgen das Schloß verließ, befand er sich nur in Gesellschaft seines Chauffeurs; und war doch in Begleitung des Herrn Doktor Darragon gekommen. Also müßte dieser Herr sich noch in St. Chamant befinden.“

„Das verhält sich auch so, Mademoiselle.“

Wie sie jetzt abermals zu ihm hochsah, erwachte in ihren Augen ein leises Interesse, eine schattenhafte Spannung.

„Sie wissen es bestimmt, Herr Oberstabsarzt?“

„Ganz bestimmt, Mademoiselle.“

„Dann hat er sich vielleicht mit Herrn de Marsillargues überworfen, oder die Frau Marquise lud ihn ein, seinen Besuch noch über einige Tage auszudehnen.“

„Beide Vermutungen treffen zu, Mademoiselle.“

Marguerite Barrel murmelte:

„Ich wußte gar nicht, daß Herr Doktor Darragon ein so naher Bekannter der Frau Marquise sei.“

„Er ist es auch nicht, Mademoiselle Marguerite.“

„Dann verstehe ich aber sein längeres Bleiben nicht.“

„Es geht Ihnen, wie uns allen.“

„Und Sie besitzen auch keine Vermutung, weshalb Herr Doktor Darragon seinen hiesigen Aufenthalt länger ausdehnt?“

„Das ist es eben, Mademoiselle Marguerite, worüber wir uns alle den Kopf zerbrechen. Und deshalb auch mein

Wunsch nach einer Unterredung mit Ihnen; weil ich hoffe — vielleicht könnten Sie mir einige Andeutungen geben.“

Und kaum, daß er noch zu Ende gesprochen, verjeste die kleine Köchlein hastig, fast überstürzt:

„Ich weiß nichts, Herr Oberstabsarzt — nicht das Mindeste. Ich weiß nicht einmal, welchen Beruf der Herr Doktor Darragon in Paris hat. Ich kannte ihn nur als einen Freund des Herrn de Marsillargues, aber... lassen Sie den Monsieur Darragon während seines hiesigen Aufenthaltes nicht aus den Augen.“

Der Oberstabsarzt verhielt ruckhaft den Schritt.

„Sie sind in diese rätselhaften Zusammenhänge tiefer eingeweicht, als Sie es wahrhaben wollen, Mademoiselle Marguerite!“ ... sagte er ernst und mahnend.

Sie jedoch war von ihm zurückgewichen. Sie sah ihn nicht an. Sie schüttelte nur heftig den Kopf.

„Ich schwöre Ihnen bei der Mutter Gottes, Herr Oberstabsarzt — Sie irren sich! Herr de Marsillargues gab mir Aufträge, die ich nicht ausführen konnte und wollte — das ist alles.“

„Ich kenne diese Aufträge!“

Sie neigte den Kopf und murmelte errötend:

„Gestern hier im Park bei der Rasenbank — Sie waren ja Zeuge, Herr Oberstabsarzt.“

Dann fuhr sie auf. Wie verzweifelte Entschlossenheit sprang ihm ihre Stimme entgegen:

„Um Gotteswillen — Seien Sie wachsam, Herr Oberstabsarzt! Lassen Sie den Doktor Darragon keine Sekunde aus den Augen!“

Und wandte sich ab und eilte davon — fast, als flüchte sie vor ihm.

Der lange Oberstabsarzt Doktor Hartmann starrte ihr verblüfft nach. Dann drehte er sich um und kehrte kopfschüttelnd zum Kavalierrhaus zurück.

Er wurde aus dem Mädel nicht Aug. Er wurde aus den ganzen Verhältnissen hier nicht Aug. Irgend etwas stimmte nicht.

Und während die eine Hälfte seines Gehirns immer und immer wieder konstatierte, daß diese kleine Marguerite und brutaler Scheinheiligkeit hat England die Meere aller Zonen erobert und die Völker aller Erdteile ausgeplündert und geknechtet; Wer die blutgetauchte, auf Sarg und Leichenstein der Völkerfreiheit und des Weltfriedens aufgebaute Geschichte Englands in hellstrahlenden Blicklichtern kennen lernen will, der greife nach Erwin Hofens neuem Buche „Britenspiegel“.* Er wird es nicht

(Fortsetzung folgt.)

Der Britenspiegel.

Wo ist die Fahne Englands, sag' an?
Sieh hin, wo reiche Geschwader ziehn,
Gefüllt mit gefälschtem Gut
Und Bier und Weiden und Rum.

Henry Labouchère.

In der Tat: mit „Bier und Bibel und Rum“, mit dem Snobismus seiner Politik, der Niedriges bewundert und Niedriges tut, mit seinem „cant“, dem Kothwelsch „verfälschter respectability“ und brutaler Scheinheiligkeit hat England die Meere aller Zonen erobert und die Völker aller Erdteile ausgeplündert und geknechtet; Wer die blutgetauchte, auf Sarg und Leichenstein der Völkerfreiheit und des Weltfriedens aufgebaute Geschichte Englands in hellstrahlenden Blicklichtern kennen lernen will, der greife nach Erwin Hofens neuem Buche „Britenspiegel“.* Er wird es nicht

* England! Ein Britenspiegel. Schlachttäter aus der Kriegs-, Kultur- und Sittengeschichte. Geh. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk. (Verlag von Robert Lutz in Stuttgart). In seinem Vorwort sagt der Herausgeber Erwin Rosen u. a.: „Seht in den Spiegel! Im Spiegel hübschen im grellen Wirtswort die Tatsachen, die Menschen, die Blutfarben. Irländer schreien ihre Empörung. Inder setzen ihre Not, ein Napoleon lacht bitter, Amerikaner, die längst gestorben, klagen das Muttervolk an, Christen beschuldigen das Volk, das die Bibel als sein besonderes Eigentum betrachtet. Märtyrer aller Rassen und Völker zeigen drohend ihre Wunden. Türken lachen Hohn, Negupter klagen um ihre Freiheit, Goethe erkennt in wundervoller Sprache die große Scheinheiligkeit, Engländer selbst, vom großen Staatsmann bis zum großen Dichter, verzweifeln an ihrem eigenen Volk, törichte Regentinnen weinen über die Segnungen des englischen Christentums. Wie in Parade marschieren im Spiegelbild die Laster: Da ist die Lüge, die Scheinheiligkeit, die Gier, der Geiz, die Verleumdung, die Blutröte, die Unbuddsamkeit, das kalte Verschlagensein...“ Die Hauptkapitel lauten: I. Blicklichter. — II. Gold über alles. — III. England und die Völker. — IV. Im Anfang war das Wort. — V. Die englische Lüge. — VI. Schlaglichter (Kultur-Sitten).

berenen. Am überzeugendsten und geradezu wie mit Hammer- schlägen wirkt das Buch dort, wo es John Bull, dem das Hamlet- wort: „daß einer immer lächeln kann und immer lächeln, und doch ein Scharke sein!“ im vollsten Maße gilt, im Urteile seiner eigenen Männer zeigt. Hier zeigt sich der geschichtliche Snob in seiner ganzen widerlichen Größe, der, was Erziehung, Selbstgefälligkeit und Prahlerei betrifft, wie wenigstens Thackeray behauptet, in seiner Art nicht seinesgleichen sucht. England aber — wir folgen bei unseren Ausführungen und tertlicher Wiederholte immer dem unerschöpflichen Blicklichterbuche von Erwin Rosen — „das siebzehmal die Dynastien gewechselt, neun seiner Könige ermordet, einen König und vier Königinnen hingerichtet, vier Herrscher abgesetzt hat“; England, die Nation des kraßesten Egoismus, der tyrannischen Unterdrückung und der brutalsten Heuchelei, jener Heuchelei, die unter dem Geschei des Selbstlobes das fremde Recht mit Füßen tritt!“ wird hier, durch englische Zeugen überführt, an den Pranger der Weltgeschichte gestellt.

England hat das Schwert gegen den „preussischen Militarismus“ mit dem cant gezogen, daß es für die belgische Neutralität kämpfe. Der englische Geschichtsschreiber Seeley erklärt uns diesen cant schon vor Jahren: „Für England“, sagt er, „ist der Krieg eine Industrie, eine der möglichen Arten, reich zu werden, das blühendste Geschäft, die einträglichste Geldanlage.“ Nur aus diesem Grunde hat England in 76 Jahren 41 Kriege geführt. Wenn das ungeheuerlich erscheint, erinnere sich des Opiumkrieges, den England zum Schutz des Opiumschmuggels vom Jahre brach. Ein solcher Kriegsgrund war selbst Gladstone zuviel und in flammender Entschlossenheit rief er den Schuldigen im Parlament zu: „Die Chinesen hatten ein Recht, auch von ihren Rüssen zu vertreiben, als sie fanden, daß Ihr diesen infamen und scheußlichen Schmuggel nicht aufgeben wollten. Einen nach seinem Ursprung ungerechteren Krieg, der unser Land mehr mit bleibender Schmach bedeckte, kenne ich nicht.“ Aber der Krieg und damit das Geschäft war gemacht. Das „Geschäft“ war vierzig Jahre vorher der Grund zum englischen Kriegscant gegen den „französischen Militarismus“. „Wir kämpfen“, heißt es im Manifest der Londoner City-Kaufmannschaft, „um die ganze Welt vor dem barbarischen französischen Joch vor dem militärischen Despotismus Frankreichs zu bewahren.“ In Wirklichkeit aber war, wie Seeley konstatiert, das Ringen um neue Märkte für englische Waren gegen Frankreichs Handel und aufstrebende Industrie schärfer und volkstümlicher als der Kampf gegen die französische Revolution.

Die Franzosen in ihrem Revanchefoller haben heute natürlich jene Zeiten vergessen und so entgeht ihnen, daß der englische Kriegsgrund zur „Einführung“ Napoleons, ihres Nationalheiligen, heute gegen den „preussischen Militarismus“ nur etwas aufgewärmt ist. Sie haben wohl auch nur deshalb vergessen, daß die Engländer ihre Nationalheilige Jeanne d'Arc hauptsächlich aus dem Grunde verbrannten, weil die heldische Jungfrau so vernessen war, Nordfrankreich und Calais von der englischen Fremdherrschaft zu befreien. Denn der Besitz von Calais war den Engländern von jeher ein Kriegsgeschäft; und es sieht beinahe so aus, als ob nicht nur die Vernichtung der deutschen Handelsflotte und der deutschen Industrie, sondern auch der Besitz von Calais zu den englischen Konjunkturen dieses Krieges zählt. Von Calais aus läßt sich die belgische Neutralität tatkräftiger beschützen als von Downingstreet in London aus. Vielleicht wird die Befestigung Calais durch die Engländer solange dauern, „als der gemeinschaftliche Feind, der Tyrann der Meere, der Bannyr des Handels nicht zur Vernunft zurückgebracht ist“. Worte Napoleons, der jedenfalls die Engländer besser kannte als Boucaire, Delcaissé, Briand und Genossen. Im Revanchefoller hat Frankreich das Vergangene vergessen, weil die antideutsche Politik Eduards VII. ihm alle Garantien für die Zukunft versprach. Aber ganz abgesehen davon, daß der Engländer Massingham 1912 dieser Politik nachsagte, daß „sie nichts Gutes auf ihrer Seite habe, weder Recht noch Ehre, weder Tradition, Gerechtigkeit oder gesunden Menschenverstand“, welche vertraglichen Garantien kann England bieten, wenn selbst ein früherer englischer Marineminister — Lord Selbourn — unter Verfall des Snobismus sagen durfte: „Bei Ausbruch des Krieges fliegen alle diese Paragraphen des Völkerrechts wie Felsen über das Wasser.“ Und so werden eines schönen Tages auch die Paragraphen der Verträge Englands mit Frankreich, Rußland und Japan wie Felsen über das Meer fliegen. „Denn“, sagte schon Lord Derby im Jahre 1857, „wir verfahren gegen fremde Nationen höchst schamlos.“ Aber warum nicht auch!

Es ist nicht Schuld der Engländer, daß die fremden Nationen so charakterlos dem „verfälschten Albion“ alles vergeben und vergeben, was es ihnen angetan hat. Der alte Washington und seine Freiheitskämpfer werden sich wegen der Neutralität Wilsons und der amerikanischen Kriegserklärungen an England wohl im Grabe herumgedreht haben. Denn dasselbe England hat sich nicht entblüdet, die indianischen Wilden gegen die eigenen Stammesgenossen loszulassen. Der englische General Bourgoyne drohte damals den Vätern der heutigen Kriegslieferanten Englands: „Die Furchbarkeit der Wilden zeigt den stärksten Eifer, diejenigen zu schlachten, die fortfahren sollten, gegen Großbritannien zu handeln.“ Der alte Pitt entsetzte sich über diese Art von Kriegsführung, daß er im Oberhause einen flammenden Protest gegen diese Greuel erhob und das Haus in bewegten Worten beschwor, diesem erschlofen Vorgehen den untilgbaren Stempel öffentlichen Abscheus auf-

subtilen.“ Die Anglo-Amerikaner und Woodrow Wilson könnten, gleich den Franzosen, manches aus dem „Britenpiegel“ lernen, wären sie nicht voll des süßen englischen cant's. Hofens „Britenpiegel“ ist nicht nur für Staatsmänner vom Schlage Wilsons und Poincarés und die amerikanischen Munitionsfabrikanten, die vergeblich haben, daß in ihrem Freiheitskampfe Tausende und Aber-tausende von Amerikanern unter den Scalpirmessern der wilden Verbündeten Englands verbluteten, sondern für jedermann, er sei Politiker oder nicht, eine Fundgrube, ein Handbuch der welt-geschichtlichen Verbrechen Englands an Kultur und Menschheit.

Mit ebrenem Griffel, Peile auf Peile erweist der „Britenpiegel“ Englands tausendjährige Blutschuld, der düstere Stimmen das Renetefel fünden. „Die Saat, die als Ernte einen gewaltigen Kampf zwischen der weißen und der gelben Rasse im Pazifik zeitigen muß, geht schöner Reife entgegen!“ ruft Ramon Macdonald ironisch warnend seinen Landsleuten zu. Und aus dem Geheimnis des Grabes schallt dumpf John Ruskins, des großen englischen Ge-schichtsschreibers Stimme: „Sorgen wir uns nicht um die-ses England; in hundert Jahren zählt es zu den toten Nationen!“ . . . Wilhelm Fischer.

Vermischtes.

* Das türkische Sommereis. In den mancherlei Kulturelementen, die aus der Türkei zu uns herübergekommen sind, gehört auch die Kunst, Eis im Winter einzuernten, um es im Sommer zur Kühlung von Getränken und Speisen zu verwenden. Man behält sich früher bei uns mit kühlen Kellern, die man mög-lichst tief anlegte, bis das türkische Verfahren, über das deutsche Reisende im 16. Jahrhundert stammend berichten, auch bei uns Eingang fand. Im Jahre 1608 erschien in Deutschland eine „Reise-beschreibung nach Konstantinopel“ von Salomon Schweiger, einem aus Breitiau stammenden Theologen, der darin seine Beobachtungen niedergelegt hat, die er bei einem Aufenthalt in der türkischen Hauptstadt 1578 machen konnte. Der Verfasser erzählt uns dort gelegentlich der Schilderung der Obsthäuser des Sultans folgendes: „Das Obst wird verkauft, welches doch für kein schand ward ge-halten, so wenig, als wenn der Sultan mit Schnee und Eis han-dlung treibt, da er jährlich ein unseglisch Geld löst aus den Eis-gruben, befehlen auch die Waschen (Bakhas), die auch mit dieser Kaufmannschaft umgehen, dann ich glaubwürdig berichtet worden, daß Manet Bajcha jährlich aus seinen Eigengruben oder aus dem Eis, bis in die achtzig tausend Ducaten löse, das hat wol ein frohiger kalter garvin seyn, daraus abzunehmen, daß der Sultan muß mehr lösen. Diese Wahr kaufen die Obsthändler im Sommer, und verkauffens widerum dem Gemeinen Volk, ein Stück so groß als ein viertel eines Laib Brodts um anderthalben Asper, das macht schier 3 Kreuzer, damit kühlen sie ir Trand, wenn einer ein Maß Scherbet oder Hutzehwasser (Huzel nennt man noch heute in Süddeutschland die Birne; es handelt sich also hier um ein aus Birnen bereitetes Getränk) kauft, so kauft er zumal auch ein knollen Eis, den wirft er drein, oder geht auf den Bassen daher, hat einen knollen im Mund und saugt daran; es hat mein G. Herr (Erdinger Herr) täglich für einen halben Taler, oder wann er Gastung gehalten, fast zween Taler um Eis geben müssen, das legt man auf die Bimmerin Flaschen in ein Schaff gestellt, damit man ein frischen Trand mög haben, dann es hat keine tieffe Keller, wie in unsern Landen. Dieser Eisgruben hat es viel um die Stadt her, gegen Galata, im freien Feld, da hat es weite tieffe Gruben, darüber ein hüßherin Dütten gemacht ist, wie im Schwarz-wald die Heustadel in den Thälern hin und wieder, da seyn sondern Personen darzu bestellt, Schneeschufter, die den Schnee zu Winterzeiten in die Gruben aufschütten, darinn wird es alshann zu Eis, daselbige säget man zu großen Stücken, daß ein Ross an zweien zu tragen hat, die wickeln die Christen, die Bulgari, in Filz, und fährens also umh bestimmben lohn in die Stadt den Obsthändlern.“ Der Verfasser, der Theologe von Beruf gewesen ist, erinnert bei dieser Gelegenheit an eine Stelle der Sprüche Salomonis (Kap. 25, Vers 13), in der es heißt: „Wie die Kühle des Schnees zur Zeit der Ernte, so ist ein getreuer Votz dem, der ihn gesandt hat, und erquidet seines Herrn Seele.“ Diese Bibelstelle scheint zu beweisen, daß man im Orient schon früh Eis und Schnee zur Kühlung im Sommer benutz hat. Jedenfalls aber stammt diese Art der Verwendung des Eises im Sommer aus dem Orient, und die Türken haben sie nach ihrer Besitzung auf dem Ballan unferem Erbteil übermittelte.

Büchertisch.

— Berner von Heidenstam, Karl der Zwölfte und seine Krieger, Erster und zweiter Teil. Verechligte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Gustav Bergman. Titel- und Umschlagzeichnungen von Wilhelm Schulz, Einbändenwurf von Felger. Zwei einzeln käufliche Bände. Jeder Band geheftet 4 Mark, gebunden in Leinen 6 Mark, in Leder 15 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Historische Erzählungen bietet uns Heidenstam in diesen in Standnavianen längst hochberühmten Werke. Auch in Deutschland hat der Langenische Verlag den ersten

Teil vor Jahren schon herausgebracht. Heute nun läßt er das ganze Werk in neuer, stilgerechter Uebersetzung und einer wunder-schönen Ausstattung erscheinen, die dem inneren Wert dieses großen Prosa-Epos in würdigster Weise entspricht. Karl der Zwölfte, eine Derschnatur, ein großer Mensch, groß in seinen Schwächen, größer in seiner Charakterstärke, stürzt durch jahrelange Kriege sein Volk in das größte Elend. Sein Dämon treibt ihn, von Kampf zu Kampf, von Abenteuer zu Abenteuer, er vermag die Leiden seines Volkes nicht zu empfinden, sein Sinn steht zu hoch, alles Erdenleid bleibt unter ihm, wie der Nebel die höchsten Bergspitzen nicht zu berühren wagt. Sein Wesen ist tragischer Idealismus. — Die Größe des Werkes zeigt sich darin, daß hier, wie Schiller es ge-fordert hat, selbst das Tragische veröhnt. Und da diese deutsche Ausgabe im höchsten Sinne zeitgemäß ist, darf man hoffen, daß sie dem großen schwedischen Dichter Berner von Heidenstam auch in Deutschland den breiten Erfolg bringen wird, den er schon längst verdient hätte.

— Der Fürner (Kriegsausgabe). Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grotthuis. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. 50 Bg., Einzelheft 80 Pf. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalt des zweiten Augustheftes: Amregionen. Von Professor Dr. Ed. Heyd. — Die Prüfung. Von Fris Müller. — Kriegs-minister Lloyd George. Von Dr. Frhr. v. Maday. — Die Seele der Bauernruhr. Von Max Jungnickel. — Die Zukunft der Namen. Von Dr. Erich Kleinschmidt. — Wo bleibt die Staatsziehung? Von Marie Diers. — Im Schatten Bismarcks. — Um 1886. — Die großen Vermögen in der nordamerikanischen Union. Von Paul Dehn. — Goshens Bluff. — Plag dem Deutschen! — Deutsche Zukunft in Kurland. — Zur Verdeutschung der Peeresprache. Von Hauptmann G. Goedel. — Der alte Engländer. — Zu Heinrich Steinhausens 80. Geburtstag. Von Karl Stord. — Vom Wider-stand gegen die „neue“ Kunst. Von Karl Stord. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilage. — Notenbeilage.

— Sochland. Inhalt des Augustheftes: Die Freimaurerei und der Weltkrieg. Von Dr. Feing Brauweiler. — Judith. Roman von Peter Dörfler. — Shakespeare und der Genius der Kunst. Von Hochschulprofessor Dr. Robert Sattisch. — Clemens Brentano und Luise Hensel. Von Dr. Hermann Cardauns. — Kleine Bausteine: Die Iren auf dem Kontinent im Mittelalter. Von Anton Mayer. — Kritik: Retegalliteratur zur politischen Neuorientierung. Von Dr. Eduard Stadler. Im Lande der Morgenstille. Von R. Ester-mann. Neue Romane. Von Franz Herwig. — Rundschau: Kriegs-betrachtung. Dienstpflicht und Dienstjahr des weiblichen Geschlechts. Deutsche Rückwanderung. Heinrich Hansjakob. Max Regier. — Neues vom Büchermarkt. — Unsere Kunstbeilage.

— Bühne und Welt. Aus dem Inhalt des August-Heftes erwähnen wir: „Die sittlichen Ziele deutscher Lebensführung im Spiegel der deutschen Dichtung“, Prof. Dr. L. Huber; „Gedanken zur Zeit“, Artbold; „Dichtung und Musik“, Eberhard König; Richtlinien zu Ibsens „Peer Gynt“, Dietrich Eckart; „Strindberg und die Frauen“, Käthe Rohmeyer; „Der Erdgeist“, Anna Schellen-berg; „Ein Buch der Andacht“, Prof. Dr. theol. Richard Hoffmann; „Martin Deutinger“, Dr. Johs. Eckart. — „Deutsche Bücherbriefe“. Ferner drei Reproduktionen von Plastiken des Karlsruher Bild-hauers Prof. Derm. Holz. — Preis des Heftes Mk. — 60, für den Halbjahresbezug 3,50 Mk. — Durch jede Buchhandlung, die Post und den Verlag von „Bühne und Welt“, G. m. b. H., Hamburg 86.

Königspromenade.

Man darf die einzelnen Wörter und Sätzen nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schach-brett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht.

	das	dir	los	glanz	will	
schö	gang	kampf	wird	ten	hülle	seiner
ne	nie	le	selbst	sein	man	ent
ge	im	sein	ben	dia	glückt	rückt
will	pflückt	blume	einen	ge	windeh	sein
	dagu	krang	jede	du	und	

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer: Unbine, Unbing.